

Stefan C. Wolter

Die Analyse bildungspolitischer Fragestellungen hat in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher gezeigt, dass es zur Beantwortung der meisten Fragen zunehmend Kenntnisse der individuellen Bildungsbiographien und meist auch der daran anschliessenden Erwerbsbiographien bedarf. Die Beschränkung auf einzelne Abschnitte oder Sequenzen einer Bildungslaufbahn reicht in der Regel nicht aus, um kausale Zusammenhänge zu belegen oder nur schon um einzelne Aspekte im Bildungswesen richtig bewerten zu können. Fragestellungen oder Probleme, wie die Beteiligungsquote an nachobligatorischer Ausbildung, Jugendarbeitslosigkeit oder die Beteiligung an Weiterbildung und Erwachsenenbildung können nur richtig verstanden werden, wenn man diese in den Werdegang einer Person einbettet und vor diesem Hintergrund analysiert.

Aus der Perspektive einer verstärkten Fokussierung auf individuelle Biographien spielen natürlich gerade Übergänge in der Bildungslaufbahn oder ins Erwerbsleben eine wichtige Rolle. An diesen Punkten zeigt sich, ob das Gelernte und Erfahrene einem hilft, eine neue Phase des Erwerbsleben oder der Bildungskarriere ohne Probleme in Angriff zu nehmen, oder ob es zu Brüchen in der individuellen Biographie kommt. Häufen sich solche individuellen Brüche, kann dies ein Indiz dafür sein, dass es sich um systemische und nicht nur um individuelle Probleme handelt, die auch auf dieser Ebene angepackt werden müssen. Das wohl eindrücklichste Beispiel solcher Brüche ist die hohe Jugendarbeitslosigkeit in den meisten industrialisierten Staaten, wobei es sich vornehmlich um Jugendliche handelt, die auf der Suche nach ihrer ersten Arbeitsstelle sind, was wiederum bedeutet, dass sie auf ihrem individuellen Weg vom Bildungssystem in den Arbeitsmarkt (temporär) gescheitert sind. Die Schweiz ist von diesem Problem trotz gestiegener Jugendarbeitslosigkeit in den 1990er-Jahren weitgehend verschont geblieben, was aber nicht bedeutet, dass sie auf dem Gebiet der Übergänge keine Probleme hat.

Die vorliegende Nummer der «Schweizerischen Zeitschrift für Bildungswissenschaften» widmet sich der Thematik der Übergänge vor dem Hintergrund verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen. Die ausgewählten Forschungsarbeiten wurden am Jahreskongress der Schweizerischen Gesellschaft für Bildungsforschung im Jahre 2001 vorgestellt. Dieser Kongress verstand sich als Fortsetzung einer Initiative der OECD, welche zwischen 1996-1999 den Übergang zwischen Bildung und Arbeitsmarkt in 14 OECD-Staaten untersucht und an der sich auch die Schweiz beteiligt hatte (siehe OECD, 2000). Obwohl sich diese OECD-Aktivität «nur» auf den Übergang zwischen der Erstausbildung in die erste Erwerbstätigkeit konzentrierte, zeigte sich auch dabei deutlich, dass diese wichtige Übergangsphase nur dann richtig bewertet werden kann, wenn einerseits vorhergehende und andererseits nachlaufende Übergänge im Bildungswesen und im Erwerbsleben mitbetrachtet werden. Der schweizerische Kongress zu dieser Thematik verstand sich denn auch als Ausweitung der Sichtweise, wie sie von der OECD in dem erwähnten Bericht angewandt worden war.

Vier Erkenntnisse aus den Arbeiten der OECD sind im schweizerischen Kontext als besonders wichtig zu beurteilen und werden deshalb in den vorliegenden Artikeln wieder aufgegriffen.

Erstens zeigt sich in der internationalen Evidenz deutlich, dass der erste Übergang vom Bildungswesen in den Arbeitsmarkt grundsätzlich einmal davon abhängt, wie reibungslos die bisherige Bildungslaufbahn verlief, und wieweit und wie gut das Bildungswesen auf die Ansprüche und Anforderungen des Erwerbslebens ausgerichtet ist. Obwohl diese Übergänge im Bildungswesen am Kongress der SGBF in Aarau thematisiert wurden, beschäftigt sich keiner der hier präsentierten Artikel spezifisch mit dieser Form der «*Transitions*».

Zweitens zeigt sich aber auch, dass der Bildungserfolg abschliessend nicht einfach anhand des Übergangserfolges in die erste Stelle gemessen werden kann. Für Absolvent/innen des tertiären Bildungswesens zeigt sich beispielsweise, dass der erste Übergang häufig mit Problemen behaftet ist, die jedoch nicht permanenter Natur sind. Im Gegenteil, tertiäre Bildung schlägt sich schnell in höherer Entlohnung, höherer Arbeitsplatzsicherheit oder höherer Weiterbildungsbeteiligung während des ganzen Erwerbslebens nieder. Zur richtigen Beurteilung und Bewertung des Überganges müssen deshalb einerseits die Frage der Beteiligungsquote und -muster im tertiären Bildungswesen, und andererseits die Informationen über das Erwerbs- und Bildungsverhalten weit nach dem Eintritt in den Arbeitsmarkt analysiert werden.

Drittens zeigte sich, dass der Transitionserfolg in Ländern mit einem ausgeprägten dualen Bildungswesen im Vergleich zu Ländern mit einem eher akademisch ausgerichteten Bildungssystem auf der Sekundarstufe II teilweise dadurch relativiert wird, dass die Wahrscheinlichkeit einer Weiterbildung von Absolvent/innen der dualen Bildungsgänge signifikant tiefer ist. Angesichts des Stellenwertes des sogenannten «*life long learnings*» als gesellschaftlicher und wirt-

schaftlicher Anpassungsstrategie an ein sich immer schneller wandelndes Umfeld rückt deshalb auch die Frage nach dem Übergang vom Erwerbsleben in die Weiterbildung und wieder zurück noch stärker ins Zentrum des Interesses und muss gesondert betrachtet werden. Natürlich muss hier angefügt werden, dass der grösste Teil der Weiterbildung noch ohne wirkliche Übergänge zwischen Erwerbsleben und Weiterbildung stattfinden, da die meisten Arbeitnehmer/innen die Weiterbildung parallel zur Erwerbsarbeit betreiben. Aufgrund der gestiegenen Anforderungen an Weiterbildung ist aber absehbar, dass wirkliche Pendelbewegungen zwischen Arbeit und Weiterbildung zunehmen werden.

Viertens wurde deutlich, dass es schwierig ist, aufgrund von Makroanalysen und Durchschnittswerten wirkliche Evidenz für kausale Zusammenhänge und Erklärungen zu finden; die dazu notwendigen Analysen auf der Ebene von Individualdaten sind erst im Entstehen begriffen. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, dass auch Institutionen das Verhalten der Individuen prägen, und dass auch diese in Vergleichsstudien untersucht werden müssen, um ein kohärentes Gesamtbild des Funktionierens des Bildungssystems zu erhalten.

Aus wissenschaftlicher Sicht sind zwei weitere Probleme mit der Betrachtung von Transitionsphasen verbunden. Sobald es sich um einen Übergang von einem System ins andere handelt, beispielsweise um den Übergang von der Schule (Bildungssystem) in den Beruf (Arbeitsmarkt), sind verschiedene wissenschaftliche Disziplinen von den entsprechenden Fragestellungen betroffen. Transitionsphasen sind von ihrer Natur her prädestiniert für eine interdisziplinäre Erforschung. Dies macht die Untersuchungsgegenstände auf der einen Seite spannend, auf der anderen Seite aber auch schwierig, so lange die meisten Wissenschaftler noch in ihrem Disziplinendenken verhaftet sind. Das zweite Problem betrifft besonders die empirische Erforschung von Transitionen. Wie bei den Disziplinen haben sich auch Statistiken bislang zu sehr an Systemen orientiert. Bei der Betrachtung von Übergängen zwischen Systemen kommt es häufig auch zu Brüchen in den Statistiken. Statistiken über das Bildungsverhalten sind zu wenig mit Statistiken über das Arbeitsmarktverhalten verknüpfbar, so dass ein empirisches Nachvollziehen von individuellen Biographien häufig erschwert wird. In den letzten zwei Jahrzehnten wurden hier aber in vielen Bereichen Mikrozensen, Paneluntersuchungen usw. so sehr verbessert, dass empirisch orientierte Wissenschaftler diese Phänomene nun in ihrer biographischen Dimension untersuchen können. Dies wiederum erleichtert die Interpretation von Einzelbeobachtungen und hilft im besten aller Fälle auch kausale Wirkungszusammenhänge zu erkennen und zu belegen. Letztere sind eine Voraussetzung dafür, dass bildungspolitische Eingriffe auch am richtigen Ort einsetzen.

Obwohl die ausgeführte Thematik sehr breit ist, musste für die vorliegende Ausgabe der Zeitschrift eine Wahl von Schwerpunkten getroffen werden. Aufgrund der erwähnten Herausforderungen und offenen Fragen konzentriert sich diese

Ausgabe einerseits auf zwei Bereiche des Bildungswesens, das tertiäre und das quartäre Bildungswesen, und andererseits auf Untersuchungen, die methodologisch entweder empirisch mit Individualdaten arbeiten oder Systemvergleiche mit speziellem Augenmerk auf Institutionen durchführen. Weiter wurde darauf geachtet, dass die Autor/innen die Fragen aufgrund des interdisziplinären Charakters der Fragestellungen vor dem Hintergrund unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen beleuchten. Die Autor/innen dieser Nummer stammen aus den Fachdisziplinen Ökonomie, Pädagogik, Psychologie und Soziologie (in alphabetischer Reihenfolge).

Die ersten drei Artikel widmen sich verschiedenen Transitionen von Absolvent/innen des tertiären Bildungswesens. Obwohl der Anteil der Studierenden im tertiären Bildungswesen in der Schweiz im internationalen Vergleich gesehen eher gering ist, ist dieser Zweig für die Bildungsforschung aus mindestens drei Gründen von hoher Relevanz. Erstens fanden und finden in diesem Zweig des Bildungswesens wichtige Reformen statt (beispielsweise Schaffung der Fachhochschulen), über deren Gelingen auch die Transitionsforschung etwas aussagen kann. Zweitens beschäftigen gerade das tertiäre Bildungswesen sehr spezifische Probleme (beispielsweise Genderproblematik, Untervertretung von Frauen in der akademischen Laufbahn etc.), und drittens verfügt die Forschung in diesem Bereich wenigstens ansatzweise über brauchbare Mikrodatensätze, die eine sinnvolle und aussagekräftige empirische Forschung erlauben, während dies gerade bei der Sekundarstufe II leider noch nicht der Fall ist.

Im vorliegenden Heft konzentrieren sich die Artikel von *Leemann* und *Spiess Huldi* auf die Absolvent/innen des universitären Zweiges und der Artikel von *Wolter, Bonassi und Pätzmann* auf jene der Fachhochschulen. Zu den Charakteristika des universitären Abschlusses gehört sicherlich, dass damit ein Eintritt in den Arbeitsmarkt ermöglicht wird, aber zugleich auch die Möglichkeit besteht, nach dem akademischen Erstabschluss zwecks weiterer Studien und höherer Abschlüsse im tertiären Bildungswesen zu verbleiben. Absolvent/innen mit dem Erstabschluss stehen also vor der Alternative, ihre Bildungslaufbahn (wenigstens vorläufig) zu unterbrechen oder weiter im Bildungswesen zu bleiben. Die Determinanten dieser Wahl sind Kern der Überlegungen im Artikel von *Leemann*, die den Übergang vom akademischen Erstabschluss zur Doktorarbeit, d.h. den ersten Schritt in die wissenschaftliche Karriere untersucht. Wohl eines der interessantesten Ergebnisse dieser Arbeit ist, dass selbst bei Personen, die schon einen ersten akademischen Abschluss erworben haben, immer noch das Bildungsmilieu des Elternhauses und das Geschlecht einen entscheidenden Einfluss darauf haben, ob sich eine Person für die Fortsetzung einer akademischen Ausbildung entschliesst oder nicht. Obwohl sich diese Personen also durchschnittlich schon fast zwanzig Jahre im Bildungswesen befinden und somit eine lange gemeinsame Sozialisierungsphase durchlebt haben, verschwinden dadurch die ursprünglichen sozioökonomisch und durch das Geschlecht bedingten Unterschiede nicht.

Die Schnittstelle zwischen der Ausbildung und dem Arbeitsmarkt wird in den Artikeln von *Spiess Huldi* und *Wolter, Bonassi und Pätzmann* direkt angesprochen. Der erste Artikel konzentriert sich dabei auf die Frage, ob familiäre Verpflichtungen zum Zeitpunkt des Übertritts in den Arbeitsmarkt diesen behindern oder nicht. Obwohl bezogen auf den ersten Übertrittserfolg keine abschliessende Bewertung vorgenommen werden kann, zeigt sich ein signifikant anderes Verhalten von Absolvent/innen mit und solchen ohne familiären Verpflichtungen, bezogen auf die angesprochene Alternative zwischen sofortigem Einstieg in den Arbeitsmarkt und weiterführenden Studien an der Universität und somit dem Erwerb von weiterem Humankapital. Dieses unterschiedliche Verhalten offenbart auch die Notwendigkeit des Einbezugs weiterer Abschnitte des Erwerbslebens der untersuchten Personen, da sich die Konsequenzen dieser Entscheidung zum Zeitpunkt des universitären Erstabschlusses höchstwahrscheinlich erst in späteren Phasen des Erwerbslebens zeigen werden.

Der zweite der beiden erwähnten Artikel untersucht einerseits die Bedeutung des Curriculums der Fachhochschule für die erste Erwerbsarbeit nach dem Studium und andererseits die Determinanten eines erfolgreichen Übertritts in den Arbeitsmarkt von Fachhochschulstudent/innen. Der Erfolg des Übertritts wird dabei durch den Lohn operationalisiert, welcher die Einschätzung der Leistungsfähigkeit der Fachhochschulabsolvent/innen durch den Arbeitsmarkt darstellt. Die Analyse zeigt eine hohe Übereinstimmung zwischen der subjektiven Eigeneinschätzung der Bedeutung des Studiums und der Fremdeinschätzung durch den Arbeitsmarkt. Die auf einer Piloterhebung bei einer Hochschule basierende Untersuchung zeichnet sich zudem gegenüber vergleichbaren Studien vor allem dadurch aus, dass sowohl das Bildungsverhalten vor dem Übertritt in den Arbeitsmarkt, als auch Indikatoren für den Arbeitsmarkterfolg nach der Erststelle erhoben werden konnten. Gerade die stärkere Berücksichtigung der zeitlichen Dimension vom Studium bis drei Jahre nach Antritt der ersten Stelle ergibt für die Bewertung einzelner Resultate wichtige und teilweise überraschende Erkenntnisse.

Mit dem Übertritt in den Arbeitsmarkt hören aber die Pendelbewegungen zwischen Bildung und Arbeitsmarkt wie erwähnt nicht auf. Weiterbildung oder Erwachsenenbildung ist im Zuge der *life long learning*-Politik sogar zur Voraussetzung einer erfolgreichen beruflichen Laufbahn geworden. Die zwei letzten Artikel der Themenummer setzen sich deshalb mit sehr unterschiedlichen Blickwinkeln mit dem Weiterbildungsverhalten in der Schweiz auseinander, wobei der letzte Artikel eine komparative Sicht einnimmt und die Schweiz mit anderen Staaten vergleicht.

Der Artikel von *Bieri Buschor, Forrer und Maag Merki* untersucht anhand einer Befragung von jugendlichen Erwachsenen im Rahmen der Eidgenössischen Rekrutenbefragung «ch-x» 2000/2001 die Frage, wie sehr die unterschiedliche Bereitschaft zur Partizipation an Weiterbildung schon zu Beginn der beruflichen

Laufbahn festzustellen ist. Die Resultate zeigen auf der einen Seite eine relativ hohe, geäußerte Weiterbildungsbereitschaft, aber auch signifikante Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen junger Erwachsener. Das erste Resultat wird jedoch dadurch relativiert, dass die Weiterbildungsbereitschaft deutlich sinkt, je mehr die Weiterbildung selbst finanziert werden muss, und je mehr diese in der Freizeit stattfindet. Ob sich mit einer Weiterbildungsbereitschaft, die an solche Bedingungen geknüpft ist, wirklich das Ziel des umfassenden *life long learnings* erreichen lässt, ist mehr als fraglich. Hervorstechendes Resultat ist sicherlich aber auch der Befund, dass nicht einfach das erreichte Bildungsniveau die Weiterbildungsbereitschaft determiniert, sondern eher Unterschiede in der Leistungsmotivation, der Selbständigkeit, der Kontingenzüberzeugung und anderer Persönlichkeitsmerkmale.

Im abschliessenden Artikel von *Pont und Werquin* wird die in den vorhergehenden Artikeln gepflegte Mikroebene des Individuums verlassen. Der Artikel versucht mit einer komparativen Vorgehensweise institutionelle Rahmenbedingungen und Einflussgrößen einer erfolgreichen Weiterbildungspolitik zu beschreiben, indem er Resultate aus der ersten komparativen Studie der Bildungs- und Erwachsenenbildungspolitik in zehn OECD-Staaten zusammenfasst. Übergänge werden politisch reguliert und institutionell gestaltet (siehe beispielsweise Weber, 2002) und dabei gibt es wahrscheinlich nicht nur eine mögliche oder optimale Form, sondern ein Nebeneinander und Miteinander alternativer Regulierungsformen. Erst komparative Vergleiche zeigen die Stärken und Schwächen solcher Arrangements auf und fördern die Reflexion über die Tauglichkeit der gewählten Regulierung.

Trotz gewisser Einschränkung, was die Breite der möglichen Untersuchungsgegenstände anbelangt, hoffen wir, dass die vorliegende Themennummer einen Beitrag zu einem immer wichtiger werdenden, noch kleinen Bereich der Bildungsforschung liefern kann. Gerade aufgrund ihrer empirischen Ausrichtung sollte sie für die Steuerung des Bildungswesens von konkretem Nutzen sein.

Literatur

- OECD (2000). *From Initial Education to Working Life: Making Transitions Work*. Paris: OECD.
- Weber, K. (2002). Bildung und Beschäftigung – ein Spannungsfeld im Umbruch. *Education Permanente*, (1), 6-10.